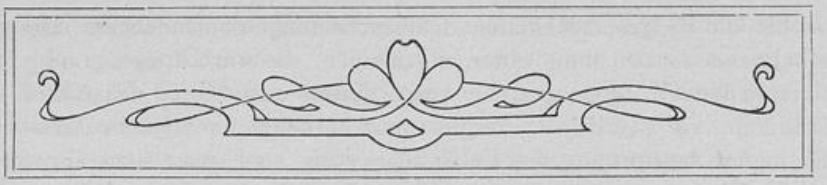

Die folgende Skizze will nichts sein als die Wiedergabe geographischer Beobachtungen und Eindrücke, wie sie das Auf und Ab eines Wandertags aneinandergereiht hat. Sie ist nicht schulgerecht zugestutzt. Als ich sie ins Wandertagebuch schrieb, dachte ich nicht an den Unterricht. Indessen, was aus dem Leben hervorgegangen ist, kann immer auch auf das Leben zurückwirken, und Unterricht und Erziehung sind Reiche, die ohne den Atemzug des Lebendigen nicht gedeihen können. So ist also doch eine innere Beziehung zur Schule da, wenn auch nicht in dem Sinne des rein Lehrhaften. Die Stelle, an der dies kleine Bruchstück einer Reiseschilderung ans Licht kommt, mag es rechtfertigen, wenn ich einige Gedanken über die innere Beziehung der Einzelschilderung zum geographischen Unterricht vorausschicke.

Die Erdkunde ist eine selbständige Wissenschaft geworden. Die trockenen Zeiten, in denen sie nur ein Wissen möglichst vieler nebeneinandergestellter Einzelheiten und Zahlen, im Grunde, trotz aller Ordnung, nichts anderes als ein chaotisches Durcheinander war, allenfalls auch ein notwendiges Zubehör der Geschichte, die sie durch ihre Kenntnis der Kriegsschauplätze und Staatengrenzen unterstützte, tauchen allmählich im Nebelmeer der Vergangenheit unter. An der Entwicklung der Erdkunde haben die Naturwissenschaften den größten Anteil. Aber sie geht nicht in den einzelnen Fächern der Naturwissenschaft auf, sie ist mehr als ein buntes Mosaik. Die physische Geographie des Erdfesten und Erdflüssigen ist nicht gleichbedeutend mit Geologie, so sehr sich beide auch durchdringen. Die Pflanzengeographie ist der Botanik gegenüber etwas Neues. Wenn das einzelne Naturwissenschaftler gelegentlich leugnen, so übersehen sie das Dasein des geographischen Problems, das die Erdkunde erst zu einer besonderen Wissenschaft macht, deren Forschung ebenso kausal ist, wie die der anderen Wissenschaften. Die Geographie hat die Erscheinungen unseres Planeten in ihren Beziehungen zueinander, zum Erdganzen, schließlich auch zum kosmischen Ganzen zu untersuchen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie hat die Erdgesetzlichkeiten der Erscheinungen aufzudecken. Die sich anbahnende Entwicklung einer allgemeinen, die Anthropogeographie mit einschließenden Biogeographie zeigt diesen besonderen Charakter der Erdkunde als deutliches Beispiel: man erkennt einheitliche Ursachen, die in der Ausbreitung des Lebendigen tätig sind, man sieht allgemeingültige Wirkungsweisen des Raumes und der Bodengestalt. Wie vertieft ist heute die politische Geographie gegenüber dem, was man früher unter diesem Namen verstand!

Diese Entwicklung mußte auch auf den erdkundlichen Unterricht der höheren Schule umgestaltend wirken. Wenn die Umgestaltung mit der Entwicklung selbst nicht gleichen Schritt hält, so ist das keine auffällige Erscheinung. Nun wäre es freilich falsch, wenn neue Lehrsysteme dem reichlichen Stoff eine neue Last aufbürden wollten. Wir können keine großen Wissenschaftssysteme in der Schule gebrauchen. Aber die Begriffe, die der Unterricht zu schaffen hat, sollen Leben und Zusammenhang gewinnen. Dieser Unterricht ist berufen, die einzelnen Teile der Naturwissenschaften, der anorganischen und organischen, nach der unnatürlichen Trennung, der sie in den anderen Stunden unterworfen sein müssen, wieder zu vereinigen, er hat den Einzeldingen das Zerstückte und Zerrissene, das Tote, zu nehmen. Und da dieser Unterricht auch Völker und Staaten betrachten muß, so lehrt er die Menschen als ein Glied des großen planetaren Lebens erkennen und wird so zum eigentlichen Band zwischen Naturwissenschaft und Geschichte.

Die Geographiestunden haben aber noch eine andere Bedeutung. Jedem Fach ist eine aesthetische Seite eigen. Sinnfällig kann die Erdkunde diese Seite offenbaren, indem sie das Landschaftliche betont, das, wie es geographisch etwas organisch Zusammengehöriges ist, ästhetisch unmittelbar als Einheit wirkt. Der Unterricht muß die eine Einheit als Ausdruck der anderen ahnen lassen. Hier liegt nach meiner Ansicht ein bedeutungsvolles ästhetisches Moment dieses Unterrichts. Zur Bildanschauung tritt die Schilderung. Je reiner diese aus der wissenschaftlichen Erfassung des Ganzen erwächst, ohne in den lehrhaften Ton der Beschreibung zu fallen, desto wahrer ist sie, desto näher kommt sie der Schönheit des Landschaftsbildes. Nun ist es ja ausgeschlossen, alles in dieser Weise zu behandeln. Das ist auch gar nicht nötig. Aber von Zeit zu Zeit ist ein solcher landschaftlicher Ausflug, der nicht nur den Verstand zu beschäftigen hat, für Schüler und Lehrer eine Wohltat. Die Schilderung hat dabei vor dem bewegungslosen Bilde noch den Vorzug, daß sie wandern kann, daß sie Bilder auf Bilder vor dem geistigen Auge entrollt. Daß man die Schilderung des Selbsterlebten jeder anderen vorziehen wird, ist klar. Auch braucht nur angedeutet zu werden, wie gerade die Vaterlandskunde durch eine stärkere Bewertung des Landschaftlichen bereichert wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So ist der Geographieunterricht, unbeschadet der grundlegenden und praktischen Kenntnisse, die er zu vermitteln hat, auch dazu berufen, die Freude an der Natur zu vertiefen und eine enge Verbindung mit jenen künstlerischen Elementen herzustellen, die dem Schüler vor allem in Prosa und Poesie des deutschen Unterrichts entgegentreten. Der Schüler soll nicht bloß Wissen an Wissen fügen lernen, es soll ihm auch eine Ahnung davon aufgehen, daß die Natur, auch das Stück Natur, das ihn umgibt, ein großes Kunstwerk ist. Ich möchte diese wenigen Bemerkungen mit den Worten schließen, die mein teurer Lehrer Friedrich Ratzel im Vorwort des schönen, erst nach seinem Tode erschienenen Buches „Über Naturschilderung" ausspricht. Er nennt es einen schönen Gedanken, „daß den Winter der rein verstandesmäßigen naturwissenschaftlichen Aufklärung ein sonniger Frühling der Naturfreude und Naturbefreundung vertreiben könnte, in dem der blütenreiche Kranz von körperlichem und gemütlichem Erleben und von Gedanken, den wir Naturgenuß nennen, von immer mehr Menschen in allen Ländern und zu allen Tagen und immer kundiger gewunden würde; und daß dazu der geographische Unterricht beitragen sollte, der wegen seiner Trockenheit verrufen war!"

Ich habe die Welt wohl nie so sommerlich gesehen und die Menschen so liebenswert wie heute auf der Alb. Ein dreifaches Wanderleben führe ich in diesen Tagen: unten in Tal und Stadt, hinauf- oder herabkletternd an Steilwäldern und Felsen, oben am Nordwestrande der Hochfläche, die sich zwischen das hügelreiche Neckarland und die jenseits der Donauspalte beginnende Gletscherschuttlandschaft Oberschwabens als eigene trennende Welt legt. Als ich am zeitigen Morgen von Reutlingen aus, dem kalkfarbenen Gewässer der kleinen Echaz entgegen, der schönen gewundenen Gebirgsmauer wieder zuschritt, während sich die stolze Achalm mehr und mehr rückwärts entfernte, war mir zu Mut, als sei oben auf der Höhe mein Wandern erst recht daheim.

Zur Rechten sah ich, dem Kalkgebirge als Fremdling vorgelagert, den Basalttuffkegel des Georgenberges, einen jener zahlreichen Tertiärvulkane des mittleren Albgebietes, über die uns besonders Branco's Untersuchungen so gute Aufschlüsse gegeben haben. In Pfullingen, dem alten an der Öffnung des Honauer Tales liegenden Grafensitze des Pfullichgaues, traf ich auf Klosterreste, neben denen Fabriken und Brauereien von einer tätigen Gegenwart zeugten. Drüben im breitrückigen Urselberg, einem echten Albvorsprung, lebt in einem versunkenen Schlosse die schöne Ursel der Sage mit ihren Nachtjungfrauen. Sie ist den Menschen freundlich gesinnt, beschenkt die Armen mit Korn und Brot und half früher ihren Frauen und Töchtern beim

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spinnen. Gar nicht so lange soll es her sein, daß ihr das Landvolk noch Opfer darbrachte, indem es auf einen Stein des felsigen Abhangs Hornknöpfe, sogenannte Remsele, niederlegte oder wohl auch Sonnensteine, wie hier und da die im Kalkgestein sitzenden Ammoniten heißen, in denen die Leute das seltsame Naturspiel eines Sonnenkonterfeis sehen. So zierlich klingt eine uralte Opfersitte aus.

Die Wände des Echaztales steigen von der Sohle aus schräg unter ihren Laubwaldmänteln auf, um oben in der Nähe des Plateaurandes an vielen Stellen klippen- und zinnenartig, steil in weißer Nacktheit, vorzuleuchten. Der Gegensatz des Buchengrüns zu diesem Grauweiß der Felsen ist, ohne ganz an den ähnlichen Farbengegensatz heran zu reichen, den Rügens Kreideküste zeigt, einer der schönsten landschaftlichen Charakterzüge des ganzen Nordtraufs, wie die Schwaben den Steilabfall gegen das Neckarland zuweilen nennen. Noch ehe ich Unter- und Oberhausen durchschritten hatte, gewahrte ich im Hintergrunde des Tales auf solchem kühnen Riffe das Schlößchen Lichtenstein. Tief unter dem kleinen mit dem Mittelalter kokettierenden Baugewächs lagert sich der Flecken Honau quer über den Kalktuff des Talgrundes, der hier, zwei Wegstunden von Reutlingen entfernt, schon zu Ende ist. Klein sind die meisten der senkrecht zur Gebirgsrichtung in den Kalkblock einschneidenden Randtäler. Hinter dem Orte schließen sich die Talseiten, ein wenig sich neigend, zusammen, und die Bahn erklimmt die Honauer Steige, an der Echazquelle vorbei, zwei Kilometer lang mit dem Zahnrad, um oben auf der Höhe weiterzufahren. Schon zu Römerzeiten half dieser kleine Paß Neckar und Bodensee verbinden. In Honau fand ich das Tor eines großen Gasthauses verschlossen, den Garten verwildert. Man klärte mich im Flecken auf, das Haus stehe schon lange verlassen, da zu wenig Fremde kämen. Auch klagte man — eine seltsame Sommerklage —, es gäbe keinen eigentlichen Winter und keine rechte Schlittenbahn mehr. Die droben auf der Alb hätten es da freilich besser.

Schnell war ich zwischen den Buchen emporgeklommen zum seitlichen Steilrand und freute mich der lieben Tallandschaft unter mir, in deren winkelscharfen Einschnitt die schon ferne Achalm über die Urselbergterrassen hereinblickt. Die nahezu senkrechten weißen Felsen mir gegenüber sind nun keine Blickschranke mehr wie für den Talwanderer. Sie gehen fast unvermittelt in einen schön geschwungenen Rücken über, auf dessen smaragdenen Matten rotdachige Albdörfer behaglich sich strecken, als seien sie sich des nahen Abgrundes nicht bewußt, während die schlanken Schatten der Sommerwolken langsam über Wald und Gestein, Dächer und Matten gleiten. Der unvermittelte Übergang des Steilrandes in die Hochfläche ist die am meisten charakteristische landschaftliche Eigenart des nordwestlichen Gebirgsrandes, wenn wir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch über den Durchbruchstälern mancher deutschen Bergländer, wie an vielen Stellen des rheinischen Schiefergebirges, Verwandtes wahrnehmen. Vor solchem Bilde empfindet man gut den Gegensatz zwischen der epischen Breite und Ruhe der Hochfläche und der beweglichen Lebendigkeit des buchten- und tälerreichen Steilabfalls, dessen freundlich sich einschmeichelnde lyrische Idylle hier allerdings wenig von der ernsteren Romantik der Neuffengegend oder der Filslandschaft hat. Und wie eigen mutet die Albfläche den Wanderer an, der eben aus der um einige Hunderte von Metern tiefer gelegenen Hügellandschaft ihres Sockels kommt, zumal in diesen blauen Tagen, wie sie mir jetzt beschieden sind. Auch durch die heißesten Stunden geht hier ein frischerer Zug, die Höhenluft macht Formen und Farben klar und rein. Die Rundungen des Geländes, der Wälder, der Felsen sind bestimmter, die Schatten tiefer, die grünen und gelblichen Farben der Wiesen und Felder gesättigter, die durch kristallene Bläue schwimmenden Wolken von glänzenderer Weiße. Zwar ist das Blickfeld hier durch die Geländeform beschränkt, aber ersteigt man nun das Schloßtürmchen, so sieht man eine weit hinausgedehnte, südöstlich gegen die Donau hin ganz allmählich sich neigende Fläche, die, ohne eine Ebene zu sein, unter ihren flachen Bodenwellen die Grundform der Ebene erkennen läßt, in ihrer schlichten Größe dem leichtbewegten Meere verwandt.

Liegt die Verwandtschaft nur im landschaftlichen Eindruck? Geht nicht auch hier die eine Wurzel des vergleichenden Gedankens tief in die Gesetzmäßigkeit des Werdens, des Gewordenseins? Mein Denken schweift unermeßliche Zeiträume zurück. Ich sehe unter mir das gewaltige, weite Jurameer. In seinen Fluten tummeln sich urtümliche Saurier, unzählige Ammoniten, unendlich langsam sich wandelnd, Scharen von Gryphäen, Belemniten, Terebrateln, Vertreter einer reichen Tierwelt, die längst nicht mehr oder nur in kümmerlichen Abkömmlingen lebt. Es ist kein gleichzeitiges Nebeneinander aller Formen, es ist eine Aufeinanderfolge durch Riesenzeiten. Ich sehe die Kolonien altertümlicher Schwämme, in seichteren Küstengewässern die Korallen ihre Kalkbauten aufführen, wie es ihre Nachkommen in den heutigen Meeren noch tun. Zwischen ihren Bauten gewahre ich das stete Wachsen horizontaler Schlammschichten, in denen Tierleichen und Tiergehäuse eingebettet werden wie in einem Grab, das vielen von ihnen eine späte Auferstehung und ihren Formen Unsterblichkeit bereitet. Der Boden hebt sich, das Meer fließt langsam ab, die Schichten sind erstarrt. Gewiß, jene kahlen im Sonnenschein glänzenden Kalkfelsen am oberen Albrand werden dadurch nicht schöner, daß ich ihre Entstehung kenne. Aber vertieft sich nicht ihr Eindruck, steigert sich nicht das Trotzige oder Kecke, das sie zur Schau tragen, in das Ehrfurchtgebietende, wenn ich weiß, daß sie alle, auch die Felsnadel, auf der ich samt dem Schlößchen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stehe, riesige Schwammbauten des Jurameeres sind, deren ungeschichtete, schwerer zerstörbare Kalkmassen über und neben den parallel geschichteten, versteinerungsreichen Tonbänken und Kalkflözen des Gebirges hervorstehen? Die weißen Steilfelsen des Donaurandes sind ihnen eng verwandt. Es sind Korallenriffe jenes warmen Meeres, das vermutlich eine gewaltige Ausdehnung gehabt und nur Inseln, auf denen schon Palmen und Nadelhölzer wuchsen, aber noch keine größeren Kontinente umspült hat. Und diese Ammonshörner und Muscheln, die uns hier der Jurakalk aufbewahrt hat, treten in fast gleichen Formen in amerikanischen und asiatischen Gesteinen und in den Juraresten der heutigen Polargegenden wieder auf. Wie weitet sich von der kleinen schwäbischen Höhe unser Blick über unfaßbare Zeiten und Räume, und indem er über die einförmige Hochfläche gleitet, wandert er weiter über den Spiegel entlegener Meere, die in der Gegenwart Ähnliches wirken und schaffen mögen, wie es hier mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen ist. Wir ahnen einen der großen Zusammenhänge, in die wir, uns selbst rätselhafte Erdwesen, mitten hineingestellt sind. Wir ahnen aber auch den ewigen Fluß der Dinge. Solcherlei Betrachtungen werden dem Rastenden gerade an dieser Stelle erleichtert durch eine in der Nähe des Schlößchens den Albfreunden vom Herzog von Urach errichtete geologische Pyramide, die den ganzen Gebirgsbau von den untersten Schichten des schwarzen bis zu den obersten Massenkalken des weißen Jura mit ihren schönsten Leitfossilien vor Augen stellt.

Indem der Blick von der Weite der Albfläche und aus dem Innern des Gebirges zurückkehrt zur erklommenen Steilwand, taucht eine neue Frage vor ihm auf. Wie ist der Nordtrauf entstanden? Wir wissen heute, daß er allein auf die Erosionswirkung des fließenden Wassers zurückzuführen ist, und bewundern die formenerfinderische Meisterschaft dieser Kraft, die hier einen Wall geschaffen hat, der reicher gegliedert und gebuchtet ist als die verzwickteste Lobenlinie der Ammoniten, die seine Schichten bergen. Die Alb mit ihrer allmählich zur Talspalte der Donau hin einfallenden Schichtung ist der Überrest eines weiten, flachen Gewölbes, das mit seinen Kalkbänken das Land von Oberschwaben bis an den Rhein und darüber hinaus überspannt haben mag. Wahrscheinlich hängt die Aufwölbung der ursprünglich horizontalen Masse mit der Bildung der Alpen zusammen, der ja auch der Gebirgsbruder der Alb, der Schweizer Jura, seine starke Auffaltung verdankt. Auch mannigfache Spaltungen und Einbrüche des Gewölbes, von denen die Bildung der Donauspalte und die der Rheinspalte die wichtigsten sind, müssen wir in die tertiäre Zeit verlegen. Damals begann aber vor allem die Zerstörung vom nordwestlichen Rande her. Es entstand eine Mauer, die sich immer weiter nach Südosten verschob. In der mittleren Tertiärzeit soll sie in der Stuttgarter Gegend gestanden haben. Das mit starkem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gefäll abfließende Wasser fraß seine Täler und Tälchen vom Rande her in das Gebirge hinein. So entstanden zahlreiche Vorsprünge. Der Felsen des Neuffen, noch durch einen etwas niedrigeren Grad mit dem Albkörper verbunden, ist eines der vielen Beispiele. Nachbartäler, die bei ihrer beständigen Rückwärtsbewegung sich seitlich trafen und vereinigten, schnitten Inseln vom Gebirge ab. Die von draußen hereingrüßende Achalm und die meisten der vorgelagerten Kegelberge, Staufen und Zollern voran, gehören zu ihnen. Täler, die der Albrichtung folgen, sind selten. Die obere Fils durchläuft ein solches. So verstehen wir, wie der einheitliche Eindruck, den wir allenthalben auf der Neckarseite von diesem wallartigen Gebirge empfangen, das wie eine Steilküste ohne brandendes Meer aufragt, auf dem einheitlichen, großzügigen Zerstörungswerk des Wassers beruht, das hier klarer zu überschauen ist als in den meisten anderen Gebirgen, wo infolge der Bodenform die Zertrümmerung viel mehr aus der Höhe in die Tiefe als von außen nach innen geht. Der vielgegliederte Steilsturz ist die gegenwärtige Phase einer unaufhaltsamen Bewegung, die ebenso unaufhaltsam ist wie die ehemalige Hebung des festen Bodens und wie das mähliche Zurückweichen des Meeres. Diese Bewegung ist dem Abfließen des Meeres wesensverwandt, es ist ein Abfließen des Landes. Auch der härteste dieser festverwachsenen Schwammfelsen ist etwas Flüssiges für das Ungeheuer Zeit, dem es geringen Unterschied bedeutet, ob die Tropfen einer Welle in einer Sekunde sich heben und senken, ob die Wolkenform in wenigen Minuten sich türmt und glättet, oder ob Jahrmillionen zu einem Vorgang nötig sind, den nur ganz anders organisierte Sinne und Wesen als die unseren als eine fortwährende Bewegung gewahren könnten.

Freilich braucht die Geschwindigkeit einer solchen Bewegung nicht allezeit die gleiche zu sein. Auch da machen sich vermutlich oft rhythmische Erscheinungen größten Maßstabes geltend. Der Kraftfülle des Niagara traut man beim ersten Anblicke die verhältnismäßig rasche Gesteinszernagung und Rückwärtswanderung zu, die kleine Echaz drunten im Talgrunde muß erst den Gedanken an eine aeonenhafte Vergangenheit wachrufen, ehe sie uns den ganzen Taleinschnitt mit seinen hohen, zerklüfteten Wänden als ihr und ihrer Genossen Werk erklären kann. Es hat sicherlich Zeiten gegeben, wo die Albzuflüsse des Neckars weit wasserreicher waren als jetzt, weil der Himmel reichlichere Niederschläge spendete und die Albfläche, ohne vergletschert zu sein, über größere und dauerndere Mengen von Schnee und Eis verfügte. Damals muß die Randzerbröcklung schneller vor sich gegangen sein als heute. Und es werden vielleicht ähnliche Zeiten wiederkommen wie jene, wo der Mensch hier noch mit Höhlenbären und Renntieren lebte, und mit ihnen eine Beschleunigung der südöstlichen Wanderung der Täler und Quellen und der Mauer des Gesteins.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heute ist die Albfläche ganz wasserarm, ja in vielen Strichen wasserlos. Das Kalkgestein saugt die Niederschläge gierig auf; sie sickern in die Tiefe, Höhlen und Klüfte auswaschend, die hier und da, ganz wie in Karstländern, mit Trichtergruben der Oberfläche in Verbindung stehen, und springen erst dort, wo sie auf Tonbänke treffen, als Randquellen zu Tage. Man kann am Nordwestrand zwei solcher Quellhorizonte gut beobachten, da im Gebiete des weißen Jura zweimal Ton- und Kalkbänke wechseln. Noch tiefer liegt ein anderer Quellhorizont, dort wo die obersten Tone des braunen Jura vom Sockel zur steileren Böschung überleiten. Wo man auf der Alb selbst Brunnen antrifft, wie hier und da gegen die Donau zu, gehören diese immer einzelnen Tonen und Mergeln an, die als Fetzen über die Fläche verstreut sind. In trockenen Zeiten müssen auch die Quellen oft versiegen, und über manches kleine Trockentälchen bin ich in diesen Sommertagen durstig geklettert. Einen großen Segen bedeutet für die Albgemeinden, die sich früher kümmerlich mit Regenfängern und -behältern behelfen mußten, die 1899 vollendete Albwasserversorgung, die Talwasser auf die Hochfläche emporhebt.

Die in deutschen Landen ungewohnte Karstnatur der weiten Fläche, die manchen allzu hastigen Reisenden vertreibt, ehe er ihrer eigenartigen Schönheit bewußt geworden ist, vertieft den Zug gleichförmiger Stille, den die Bodenform trägt. Das lebendige Element der Bäche fehlt, in dem der Wandrer die gleichgestimmte Seele grüßt. Es fehlen die Erlen und Weidichte in den Dörfern. Das Fließen der Wolken und ihrer Schatten, das schwache Wogen der Dinkelfelder und Wiesengräser, der Flug eines Vogels oder eines Falters sind in ruhigen Tagen, mit denen der Wind nur spielt, oft die einzigen Bewegungen, ein Raubvogelschrei, ein Lerchenlied, ein ferner Glockenton oft die einzigen Laute, die durch die stundenweite Einsamkeit gehen.

Dicht am Abgrund neben dem Lichtensteinfelsen steigt eine kleinere Felsnadel auf. Sie trägt die Büste Hauffs. Unten auf dem grauen Kalk bewegen sich die großen Goldblumen des Alants, über der Stirne des Dichters gaukeln Perlmutterfalter. Die jungen Augen blicken am Schlößchen vorbei talaus. Hätte ich statt des zierlich-kecken neueren Baus und seiner Zinnen und Türmchen das bescheidene Jägerhaus aus Hauffs Lebzeiten angetroffen, das Bild hätte mir wohl nicht schlechter gefallen. Die alte Ritterburg, die noch früher hier stand, muß eine der sichersten gewesen sein. Der steile ungeschichtete Felsenkalk ist wie geschaffen zum Grunde fester Burgen. So thront auf ihm die mächtigste Albruine, der Hohenneuffen, so die Teck, so der Reußenstein, dessen Erbauung die Sage auf einen ungeschlachten, gutmütigen Riesen zurückführt, wie Hauff in seinem Lichtenstein erzählt. Hinter der Burgenreihe, die auf den vorgeschobenen Einzelbergen ruht, zieht sich so an der Kante des Gebirges ein zweiter Burgenkranz entlang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich ging am Rande der Höhe hinüber zum Linsenbühl und zum Gießstein. Nur der Abfall hat schönen, geschlossenen Wald, unter dessen Buchen sich Bergahorn, Linde, Esche und Ulme mischen. Die Eiche zeigt sich viel seltener. Ihr behagt die Genossenschaft der Buche nicht allzusehr. Nadelholz habe ich in den letzten Tagen am mittleren Albrand kaum gesehen. Nur die beiden äußersten Flügel der Schwabenalb, im Nordosten und Südwesten, haben geschlossene Fichten- und Tannenwälder. Vom schrägen Waldboden zu meiner Rechten leuchten die roten Beeren des Seidelbastes herauf, an den Steilhängen und Felsen glänzen die silbernen Blattunterseiten des Mehlbeerbaumes, einer Charakterpflanze der Albfelsen, die mich, wie Wachholder und Weinrose, tagelang begleitete. Auf der Albfläche zur Linken ist der Wald längst gereutet. Einzelne uralte Eichen und Linden, die an die Vorzeit gemahnen, trifft man wohl da und dort im Innern der Hochfläche an Höfen und Kreuzwegen. Ebereschen umsäumen die Hochstraßen. Weite Strecken sind baumlos. Hier oben drängt sich schattiges Buschwerk zwischen die bunten Matten der vielen kalk- und wärmeholden Kräuter und Gräser, die meine Gedanken auf manche andere ferne Felshöhe, auf manche sonnige, deutsche Hügelkuppe führen, wo ich mit dieser kleinen Blumengesellschaft innig befreundet wurde. Das Goldgelb herrscht um diese Jahreszeit auf den Matten vor. Es ist die Blütezeit der gelben Leguminosen, des Hornklees, Hufeisenklees und Wundklees. Es fehlen auch das gelbe Labkraut und das feine goldige Ciströschen nicht. Dazwischen blühen der dunkelblaue Bergehrenpreis, die schlanke Taubenskabiose, die schöne großblumige Braunelle, der niedere, dem kahlen, narbigen Kalk sich anschmiegende Berggamander und manches andere liebe Gewächs. Sie alle gehören zu einander und zu dem warmen trockenen Boden der Felsenkante, die an ihren nach Süden gekehrten Stellen am buntesten ist. Was wäre dieser Boden ohne die Lebhaftigkeit dieser blühenden Kleinwelt, auf welcher der Blick, zurückkehrend von den ernsten Linien der Weite, mit ähnlichem, wenn auch nicht so tief empfundenem Vergnügen verweilt, wie das von der Größe der Firnfelder ermüdete Auge des Alpenfahrers auf den Gentianen und Soldanellen, die seine Raststätte umstehen. Auf den Skabiosen sitzen die kleinen Zygänen. In der heißen Luft des Mittags fliegen Damenbretter, Bläulinge und Silberstriche; Sommervögel nennt sie der Älbler.

In der Nähe der großen, tropfsteinreichen Nebelhöhle, des sagenhaften Zufluchtsortes des Herzogs Ulrich, gelangte ich zwischen hochstämmigen Buchen auf einen schönen Waldplatz, auf dem Tische, Bänke und wenige Bretterhütten standen. Hier, wo ich einsame Rast hielt, hallt am Pfingstmontag der Jubel eines Frühlingsfestes, eines schwäbischen Volksfestes. Vom waldigen Felsenrand albeinwärts wandernd, sah ich heute das Volk der Älbler bei der Arbeit, einer heißen, aber fröhlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Arbeit, der Heuernte, zu welcher der wundervolle Tag herausforderte. Überall ringsum auf den Rainen zwischen den geschnittenen Mähdern, wie die einmähdigen Bergwiesen zum Unterschied von den zweimähdigen Öhmdwiesen der Täler heißen, bewegten sich die Doppelgespanne der Rinder. Die wenigen noch ungeschnittenen Wiesenstücke zeigten sich zum größten Teil aus Felsmattenarten zusammengesetzt. Auch die selteneren Arten verblühter Orchideen und die tonangebenden Gräser, wie die Bergtrespe und die Kammschmiele unterscheiden sie dem Kundigen sofort von den saftigen Talwiesen. Von nahen Esparsettefeldern tritt dieser langtraubige, rote Schmetterlingsblütler in die Wiesen ein, wenn er nicht ursprünglich darin heimisch ist. Schafweiden, die kümmerlichste und eintönigste Kulturformation der Alb, treten hier zurück, während ich noch vor kurzem an der oberen Fils und südlich vom Hohenstaufen viele Stunden lang von einem Hirten zum andern gewandert bin.

Mein Weg war schattenlos. Zwischen hochbeladenen Heuwagen, auf denen Frauen und Mädchen neben ihren feiernden Rechen ruhten, gebräunte Gesichter, die mir alle von oben herab ein lautes Grüeß Gott gönnten, zog ich in das Dörfchen Genkingen ein, um sonnenmüde und schattenfroh ins erste kleine Wirtshäuschen einzufallen. Nichts schöneres als das Vorgefühl der Rast, mit dem man den Rucksack auf die Ofenbank wirft! Der Wirt war draußen in den Mähdern, die Wirtin saß strickend am alten, sauberen Holztisch. Ihr Bübchen machte die ersten Sprachübungen. Das schwäbische Albdeutsch aus dem Munde eines kleinen Burschen, kaum die Mutter versteht es. „Das Naseweisle spricht, als wenn einer von den Welschen da wäre“. Ein alter Bauer setzte sich mit seinem Hechinger Bier neben mich und begann eine laute Unterhaltung. Laut sprechen sie hier oben alle und ein anderes, rauheres, allemannischer gefärbtes Schwäbisch als die im Unterland. Ist es doch altalemannischer Boden. Konnte ich in der Wortflut auch nicht mitschwimmen, so hörte ich doch aus einzelnen Entrüstungsrufen heraus, daß es sich um die unverschämten Forderungen fremder Heuer handelte, die sich das Unberechenbare der schönen Witterung, die viele Hände verlangt, zu nutze machten. Eine kleine Schar junger Hochzeitsgäste, die sich abseits der großen Bauernhochzeit, welche oben in der Rose gefeiert wurde, ein Stündchen auf eigene Faust vergnügen wollte, trat lachend und schwatzend in die niedere Stube, Bauernburschen und Bauerndirnen im Sonntagsstaat, die Mädchen mit bunten Kränzen im schwarzen Haar. Die Braunaugen der Jüngsten, der Schwung ihrer Lippen, die feine Form der Nase muteten mich wie ein Sieg der Schönheit über die Arbeit an, die ihre derben Hände verrieten. Alle Minuten ans offene Fenster springend, rief sie jedes vorüberfahrende Gespann an, wobei aus ihrem Lachen eine stolze, kindliche Freude über die Feier-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stunden an einem so arbeitsreichen Tage klang, und mit allerliebster Neckerei wußte sie jedermann von ihrer Stimmung zu überzeugen. Die Burschen, die Neckarwein bestellt hatten, wiesen die offenen Schoppen zurück. Heute wollten sie Flaschen haben. Einer unter ihnen, der Älteste und Ruhigste, ein echter schwäbischer Langkopf, fiel mir durch den freundlichen und glücklichen Ernst seiner Mienen und Reden auf. Die Wirtin erzählte mir mit einem gewissen Stolze, er sei erst vor einigen Wochen aus dem südwestafrikanischen Feldzug heimgekehrt. Auf meine Frage versicherte er, wie froh er sich fühle, daß sein schwerer Dienst nun zu Ende sei. Ich las dabei in seinen Augen ein bewußteres Heimatsgefühl als in all der Lustigkeit der anderen.

Allzulange hatte die Freude an dem liebenswürdigen Völkchen meine Rast ausgedehnt. Auf dem Wege zum Roßberg genoß ich vom Rande eines Buchengehölzes noch einmal den Anblick des schon im achten Jahrhundert als Klostergut erwähnten Dörfchens. Den leisen, wohltuenden Rhythmus des Bodens wiederholend, lag die geschwungene Kette der strahlend weißen Häuschen und niederen roten Dächer da, inmitten die stumpfe, rote Dachpyramide des Kirchturms. Alles war sauber und trat scharf und körperlich aus den satten Farben des Geländes heraus, über das sich ein tiefes Blau spannte.

Die innere Alblandschaft ist freilich nicht überall so heiter. Drüben auf der Geislinger und Weißensteiner Alb wohnt dem Eindruck, vielfach durch die Dürftigkeit des Bodens verstärkt, eine gewisse Herbe und Öde inne. Und auch an dieser jetzt so heiteren Stelle mag in Sturm- und Wintertagen, wenn das entzügelte Wetter ungehemmt über die Hochfläche fegt, wenn der alte Wode mit seinen Wolkenrossen über die Heide jagt, der Gedanke an die „Rauhe“ Alb näher liegen als heute. Der Schwabe gebraucht diesen Beinamen selten und nur für Sondergebiete. Als Bezeichnung für das ganze Gebirge ist er sicher ungerecht. Ist doch nach meteorologischen Feststellungen die Durchschnittswärme in diesen Höhen von 800 m und darüber merkwürdig groß. Und ist doch für den Schwaben die Albfläche, die zur Hälfte Ackerland trägt, die Kornkammer seines Ländchens, die nicht nur den Hafer, sondern vor allem den Dinkel reift, dessen Felder zu den ältesten Kennzeichen schwäbisch-alemannischer Siedelungen gehören.

Der Randwandrer der Alb wird, wenn ihm klare Luft vergönnt ist, immer etwas vom Gefühl des Uhlandschen Hirtenknaben erleben, vom glücklichen Gefühl des Herabschauens. Ich stand auf dem Roßberg, dessen widerstandsfähiger Kalk sich kuppenartig dem Flächenrand aufsetzt, und sah unter mir das schöne, grüne Neckarland mit seinen Rebhügeln und Obsthainen, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern. Warmer Sonnenglanz lag über allem. Aus den Fernen dämmerten bläulich die Ränder der Odenwaldausläufer und des Schwarzwaldes herein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Ausblick auf ein weites, tiefes Land beruhigt und befreit. Er verschmilzt alle Einzelformen zu einer ernsten, aber milden Größe. Die Enge wird zur Weite. Jene trauliche Behaglichkeit, die fast jeder kleinen Landschaft des schwäbischen Unterlandes eigen ist, von der weitschattenden Dorflinde und dem behäbigen Wirtshausgiebel bis zum romantischeren Bergkirchlein und zum verfallenden Mauerwerk zusammengedrängter Städtchen, erreicht den Beschauer hier oben nicht. Und doch glaubt er auch in diesem harmonischen, sanften Wechsel von Wald und Feld, Hügel und Tal, den die formenauflösende Fernenluft mit einem zarten, bläulichen Schleier überzieht, den behaglichen Atemzug eines reichen und echten, in sich selbst ruhenden Lebens zu verspüren, denselben Atemzug, der durch Uhlands und Mörikes Dichtung geht. Ein herberer Hauch von Geschichte mischt sich ihm bei. Drüben, nicht allzuweit entfernt, liegt Tübingen. Welche Erinnerungen weckt nur der eine Name!

Ein Berggipfel ist etwas Heiliges. Er hebt uns über die Niederungen des Bodens und der Seele, und die weite Umschau wird zum Fest. Wer hätte es nicht erlebt? Auch der Roßberg ist ein Berg, „den mit Geisterreihen kränzten ahnende Völker". Man findet auf ihm noch Aschen- und Scherbenreste. Es ist kein Zufall, daß gerade er, wie mancher ähnliche Randberg der Alb, als Stätte uralter Götterverehrung der Vorzeit gilt, und noch in der Gegenwart Landleute seinen sagenhaften, beherrschenden Gipfel in Frühlingsnächten besteigen, hier oben dem Sonnenaufgang beizuwohnen. Das gleiche mythische Naturgefühl, das solche erhabene Plätze zu Opferstätten, zu Siedelungsorten für Kapellen, Kirchen und Klöster oder zu Wohnstätten dämonischer Geister schuf, wird auch von den Menschen unserer Zeit künftigen Geschlechtern vererbt.

Als ich von meiner Höhe gegen Südwesten hin den allmählich höher werdenden, dunkelnden Gebirgsrand überblickte, erschien mir dieser Teil des Steilabfalls von besonderer Schönheit. Er hat etwas Apenninenhaftes, und ich mußte an eine Bemerkung Vischers, des Ästhetikers, über die Alb denken, der von „reinen, fließenden Formen, südlicher Zeichnung vergleichbar" spricht. Mir wurde bald klar, daß die besondere Schönheit auf einer stärkeren Gliederung beruht. Während viele Vorsprünge der mittleren Alb, wie Messelstein und Breitenstein, im Profil bis an die braunen Juraschichten herunter geradlinig steil abgeschnitten erscheinen, zerfällt hier der Abfall in eine obere zurücktretende und eine untere vorgeschobene Hälfte. Zwischen beide legt sich ein weithin verfolgbarer, ziemlich breiter grüner Terrassenstreifen. So gesellt sich hier der horizontalen Randgliederung eine nicht minder ausdrucksvolle vertikale. Nun wird sich nicht leicht ein besseres und einfacheres Beispiel für die Abhängigkeit einer großen, einheitlichen Landschaftsform von der einheitlichen Gesteinsnatur des Bodens finden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassen. Denn die Terrasse hat sich da gebildet, wo weichere, der Zerstörung eher nachgebende Tonbänke über harten Kalkbänken lagern. Der obere Teil des Gebirges ist also hier in der zurückweichenden Bewegung schon weiter gegangen als der untere.

Der Berg hatte mir eine feine Überraschung bis zum Abschiede aufgespart. Während ich die Augen mit den Bildern der Nähe und Ferne sättigte, hatte sich der dunstige Südhimmel am Horizont geklärt. Ein paar kleine, zart gezackte Linien, eben erkennbar, zeichneten sich in die ferne Helle, wie winzige Wölkchen, die vergehen wollen: das Hochgebirge. Welch feinen Reiz verleiht der Alb und dem Schwarzwald dies gelegentliche Herübergrüßen einer anders gearteten, größeren Welt!

Beim Abstieg auf die Hochfläche hatte ich noch ein anderes schönes Erlebnis. Mir begegnete eine Gruppe Heimziehender, Bauer und Bäuerin, Sohn und Tochter. Mit geschulterten Rechen und Sensen, die Sicheln lässig in der Hand wiegend, schritten sie langsam durch den warmen Heuduft des Nachmittags. Ich sah die vier Menschen von weitem kommen und erfreute mich an dem schönen Bild. Als sie näher kamen, hörte ich zweistimmig singen: Ein getreues Herze wissen, hat des höchsten Schatzes Preis. Paul Flemings Lied auf schwäbischen Höhen! Es streifte mich wie ein Gruß der erzgebirgischen Heimat, und ich sah den Sängern nach, bis das letzte Blitzen ihrer Sicheln und Sensen verschwand. Dann aber kam mir das Lied wie ein Einzelklang aus einem Epos vor, das dahinrauscht gleich einem großen, tiefen, sich gleichbleibenden Strome, und jener epische Eindruck, den die Weite des Bodens auf mich gemacht hatte, nahm nun auch die Menschen mit ihrer Arbeit und Feier in sich auf. Es will gut dazu passen, wenn der Kulturhistoriker erzählt, daß sich die Bodenwirtschaft der Älbler seit den Karolingerzeiten nur wenig verändert habe.

Das Landvolk der Alb ist sich gleich geblieben und pflegt seine Scholle heute noch so, wie sie die Vorfahren vor vielen Jahrhunderten gepflegt haben. Aber aus diesem Volk sind kühne und große Geschlechter hervorgewachsen, die zu den Trägern einer weit über die schwäbisch-alemannischen Gaue hinausgreifenden Geschichte wurden. Berginselhaft ragten sie empor, wie die Einzelberge, die ihre Burgen trugen, inselhaft kühn vor dem geschlossenen Gebirge aus dem Lande ragen. Der Hohenstaufen, dessen kahles Haupt weit bis in die mittleren Randgegenden der Alb blickt, ist nicht nur der schönste aller schwäbischen Berge, sondern auch der bedeutendste. Dem Eindruck des Bedeutenden, den seine vulkanähnliche, steile Gestalt erweckt, kann sich niemand entziehen, der ihn von Süden aus, sei es aus dem Vorhügelland, sei es von der Albkante, sieht, auch wenn er nichts von der Geschichte weiß, die von diesem Gipfel ausgegangen ist. Wer sie kennt, der ahnt wohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein geheimes Band zwischen der stolzen Berggestalt und der Größe des Geschlechts, dessen Wiege sie trug.

Die waldige Ursprünglichkeit der Öschenbachschlucht, die sich tief zwischen Roßberg und Bolberg hinzieht, verlockte mich zu einem raschen Abstieg. Ich kletterte im Kalkgeröll einer trocknen Bachrinne hinunter, vorbei an wildem Eppich, rotem Orant, Nestwurz, Mondviole und den letzten blühenden Akleistauden. Im Buchenschatten kam mir wieder einmal die tagelange, von keinem Touristenschwarm angefallene Einsamkeit meines Wanderns in einem deutschen Bergland zum Bewußtsein, und ich dankte heimlich der See und den Alpen für dieses Geschenk.

Ich schlenderte talaus, bis der Kirchturm von Öschingen aus seinen Feldern auftauchte, und weiter. Bald stand die Mauer des Gebirges hinter mir, feierlich starr in dunklen Abendfarben. Gewiß war es nur ein Zufall, daß ich draußen in einer Schenke von Mössingen, wo ich die Bahn erreichte, Tisch und Bänke unsauber und den Wirt, obgleich er so wohlbeleibt war wie der Knöpflesschwab des Volksmärchens, voll unzufriedener Reden fand. Aber es berührte mich doch nach den Erlebnissen des Tages eigen genug.

Der Tübinger Zug, der mich am Gebirge entlang noch nach Hechingen bringen sollte, verspätete sich zum Glück nicht allzusehr. So konnte ich den Zollern noch sehen. Scharfumrissen trat er mit seiner zackenreichen Schloßbekrönung aus dem Abendhimmel heraus, ein Gebieter und Beschützer der kleinen Stadt, die sich unter ihm an einer niederen Anhöhe über dem Starzelbach hinaufgebaut hat. Als ich, an der alten Kirche St. Luzen vorbei, über die schrägen, holprigen Gassen schritt, saßen die Leute auf den Bänken neben den Haustüren und genossen plaudernd den warmen Sommerfeierabend. Unter dem Bogen des Stadttores packten die Obstfrauen ihre Schätze ein. Die Sterne begannen zu leuchten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein geheimes Band z der Größe des Geschlechts, dessen

Die waldige Ur t, die sich tief zwischen Roßberg ich zu einem raschen Abstieg. Ic nen Bachrinne hinunter, vorbei an rz, Mondviole und den letzten blül tten kam mir wieder einmal die ta rm angefallene Einsamkeit meines land zum Bewußtsein, und ich d pen für dieses Geschenk.

Ich schlenderte gen aus seinen Feldern auftauchte, des Gebirges hinter mir, feierlich ß war es nur ein Zufall, daß ich ingen, wo ich die Bahn erreichte, Wirt, obgleich er so wohlbeleibt wa märchens, voll unzufriedener Reden ch nach den Erlebnissen des Tag

Der Tübinger g noch nach Hechingen bringen icht allzusehr. So konnte ich den Zc t er mit seiner zackenreichen Schlo l heraus, ein Gebieter und Beschüt ihm an einer niederen Anhöhe üb . Als ich, an der alten Kirche St. prigen Gassen schritt, saßen die L laustüren und genossen plaudernd er dem Bogen des Stadttores packt . Die Sterne begannen zu leuchter

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
R G B W G K C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf